Hamburger Arbeitskreis für Psychoanalyse und Feminismus (Hg.)

Evas Biss

Weibliche Aggressivität und ihre Wirklichkeiten

Kore-Verlag
Freiburg i. Breisgau, 1995

Christa Rohde-Dachser / Karin Menge-Herrmann

# WEIBLICHE AGGRESSION AUS PSYCHOANALYTISCHER SICHT

## 1. Gibt es eine weibliche Aggression?

«Aggression» ist in der sonst meist präzisen Sprache der Wissenschaft ein eher unscharfer Begriff. Von daher könnte es sinnvoll erscheinen, an den Anfang eines Aufsatzes über weibliche Aggression eine Definition zu setzen, aus der ersichtlich wird, was wir unter Aggression verstehen und welche Form der Aggression wir untersuchen wollen. Wir werden statt dessen mit der Schilderung einer Alltagserfahrung beginnen, die deutlich machen soll, daß es sich bei der Thematisierung weiblicher Aggression vor allem um eine Beziehungsfrage handelt.

Anläßlich eines Spaziergangs erzählte eine der Autorinnen ihrem Partner, daß sie sich gerade mit einem Aufsatz über weibliche Aggression beschäftige. Ihr Partner reagierte darauf prompt seinerseits mit der leicht ironischen Frage: «Hast du etwas gegen mich?» Die Thematisierung weiblicher Aggression, so zeigt diese winzige Alltagsepisode, wird offenbar von Männern leicht als Angriff empfunden. Dazu genügt es bereits, daß Frauen das Thema auf einer theoretischen Ebene ins Spiel bringen. In der weiblichen Geschlechtsrolle ist Aggression nicht vorgesehen. Das weibliche Geschlechtsrollenstereotyp ist vom Bild der verstehenden, hingebungsvollen Frau und Mutter geprägt, die keine eigenen Interessen hat, die sie von dieser zentralen Aufgabe ablenken könnten. Aggressivität hat in diesem

Geschlechtsrollenstereotyp allenfalls einen Platz, wenn sie zur Verteidigung anderer (z.B. des eigenen Kindes) eingesetzt wird.

Die Thematisierung weiblicher Aggression stellt aber nicht nur das herkömmliche Geschlechtsrollenstereotyp in Frage. Sie kündigt auch wichtige Beziehungen auf, die auf diesen traditionellen Weiblichkeitsvorstellungen beruhen. Daß Frauen aggressiv sein können und daß sie es oft auch sind, dafür spricht die allgemeine Lebenserfahrung. Dem steht die Illusion einer «friedfertigen Frau» (Mitscherlich-Nielsen, 1985) gegenüber. Aggressive Frauen, die dieser Illusion nicht entsprechen, werden in unserer Gesellschaft vor diesem Hintergrund leicht als launisch, hysterisch, zickig, bösartig oder zänkisch beschrieben. Damit wird ihre Aggression entschärft und ins Lächerliche gezogen. Vieles spricht dafür, daß Männer dabei gleichzeitig auch ihre Angst vor der weiblichen Aggression verleugnen, die – käme sie wirklich einmal zum Vorschein – so ungeheuerlich sein könnte, daß sie grundsätzlich kontrolliert und zurückgehalten werden muß. Auch Frauen identifizieren sich in der Regel lieber mit dem Stereotyp der selbstlosen Frau und Mutter als mit ihren eigenen aggressiven Neigungen, die auch von ihnen oft als überwältigend, hexenhaft und zerstörerisch phantasiert werden (vgl. Rohde-Dachser, 1990a, S. 36 f.). Untersuchungen über weibliche Aggression sind darüber hinaus praktisch immer interessengeleitet. Dies gilt auch für den vorliegenden Aufsatz, der die weibliche Aggression entteufeln und sie in einen positiveren Bezugsrahmen stellen möchte. Andere feministische Autorinnen sprechen von weiblicher Aggression vor allem dann, wenn es um die gesellschaftliche Unterdrückung von Frauen geht, zu deren Überwindung es notwendig ist, daß Frauen sich auch als aggressiv erleben können. Das unseres Wissens erste, 1992 erschienene Buch über weibliche Aggression (Björkvist/Niemelä, 1992) steht ausdrücklich unter dieser Zielsetzung. Während bisher Untersuchungen über Aggression und Gewalt fast ausschließlich an männlichen Untersuchungspersonen vorgenommen wurden (vgl. Archer, 1994), beschreiben Björqvist und Niemelä in diesem von ihnen herausgegebenen Buch nicht ohne einen gewissen Stolz Erscheinungsformen weiblicher Aggression, die



nichts mehr mit dem traditionellen Opferstatus der Frauen zu tun haben.

Es gibt aber auch Untersuchungen, in denen das aggressive Verhalten von Männern und Frauen verglichen wird, um auf diese Weise vor allem eine Rechtfertigung männlicher Gewalt zu liefern. Diese Untersuchungen werden in der Regel von Männern durchgeführt (vgl. dazu Archer, 1994, S. 4ff.). Archer, der 1994 einen Reader über männliche Gewalt herausgegeben hat, erwähnt in diesem Zusammenhang vor allem die in den USA breit diskutierten Untersuchungen von Straus et al. (1988) und O'Leary et al. (1989), in denen es um die Untersuchung aggressiver Verhaltensweisen in Partnerbeziehungen geht. Auf der Grundlage ihres behavioristischen Ansatzes kommen die hier genannten Autoren zu dem Ergebnis, daß es in Partnerbeziehungen keine signifikanten Unterschiede im aggressiven Verhalten von Männern und Frauen gibt. Implizit wird damit gleichzeitig männliche Gewalt gerechtfertigt. Zumindest wird die Vermutung, daß es oft Frauen sind, die durch ihre Aggressionen die Gewalt der Männer provoziert haben, durch diese Untersuchungen nicht widerlegt.

Das Ergebnis wird ein anderes, wenn man die Motive einbezieht, die hinter dem aggressiven Verhalten stehen. Behavioristische Untersuchungen unterscheiden ebensowenig zwischen Angreifer und Opfer wie zwischen verbalem und körperlichem Angriff; sie geben auch keine Auskunft darüber, ob die Aggression der Durchsetzung eigener Interessen oder dem Schutz eines Dritten dient. Sobald man diese Motive einbezieht, werden gravierende Unterschiede zwischen Männern und Frauen sichtbar. Dobash et al. (1992) zeigen zum Beispiel, daß praktisch alle von Frauen verübten Morde an ihren Ehemännern aus Notwehr, oft nach Jahren physischer Gewaltanwendung durch den Ehemann, geschehen. Wenn Männer umgekehrt ihre Frauen töten, kommen solche Notwehrmotive fast niemals vor. Die Tat verknüpft sich statt dessen häufig mit einer Besitzerhaltung des Mannes und mit Eifersucht, die auf wirklicher oder phantasierter Untreue der Ehefrau beruht.

Diese wenigen Hinweise dürften genügen, um zu zeigen, daß wir beim Vergleich von männlicher und weiblicher Aggression mit ein-

beziehen müssen, von welchem Interesse die jeweilige Untersuchung geleitet ist. Dies gilt auch für die (bis heute nicht systematisch untersuchte) psychoanalytische These, daß Frauen und Männer gleichermaßen aggressiv sind und lediglich unterschiedliche Mittel zum Ausdruck ihrer Aggression wählen (so z.B. Möller, 1993). Eine Untersuchung von Björqvist, Österman und Kaukiainen (1992), in der sowohl zwischen physischer und psychischer als auch zwischen direkter und indirekter Aggression unterschieden wird, scheint diese These auf den ersten Blick zu unterstützen. Vor allem auf der Ebene der indirekten Aggression zeigte sich in dieser Untersuchung, daß Frauen ihre Aggressionen indirekt in einer teilweise durchaus kreativen Weise entfalten können. Wir möchten auf diese Untersuchung hier näher eingehen, weil sie besonders deutlich macht, wie solche Untersuchungen dazu dienen können, althergebrachte Vorurteile nicht nur in Frage zu stellen, sondern sie je nach Lesart auch zu bestätigen und ihre Gültigkeit zu erhärten.

Björkqvist, Österman und Kaukiainen (1992) haben die Entwicklung physischer, verbaler und indirekter Aggression bei finnischen Schülern und Schülerinnen im Alter von acht bis achtzehn Jahren untersucht. Die Resultate zeigten deutlich, daß im Alter von acht Jahren physische Aggression das wichtigste aggressive Ausdrucksmittel war und von Jungen hochsignifikant häufiger als von Mädchen ausgeübt wurde. Der Unterschied blieb auch noch im Alter von elf Jahren bestehen. Unter dem Einfluß gesellschaftlicher Normen reduzierte sich der Gebrauch körperlicher Gewalt im Alter von achtzehn Jahren dann auf ein ausgesprochen niedriges Niveau, auf dem sich Jungen und Mädchen kaum mehr unterschieden.

In der verbalen Aggression waren die Jungen im Alter von acht Jahren den Mädchen ebenfalls erheblich überlegen. Dieser Unterschied veränderte sich bis zum Alter von elf Jahren dahingehend, daß die Mädchen verbal aggressiver waren als Jungen. Eine leichte Überlegenheit in der verbalen Aggression der Mädchen über die Jungen konnte man auch noch im Alter von achtzehn Jahren beobachten. Die indirekte Aggression (in der hier berichteten Untersuchung am Beispiel von «Klatsch» gemessen) zeigte im Alter von acht Jahren einen fast gleichen Stand bei Jungen und Mädchen. Im Alter



von elf Jahren waren die Mädchen den Jungen in der Äußerung indirekter Aggression bereits hochsignifikant überlegen und behielten diese Überlegenheit auch noch im Alter von achtzehn Jahren bei.

Dieses Ergebnis legt die Schlußfolgerung nahe, daß Jungen insbesondere bis zum Alter von elf Jahren den Mädchen in der Ausübung physischer Gewalt überlegen sind, daß dann aber andere Formen der Aggressionsbewältigung in den Vordergrund treten, in denen die Mädchen das Rennen machen. Insbesondere im Bereich der verbalen und der indirekten Aggression hätte man dann so etwas wie den Prototyp weiblicher Aggression vor sich. An diesem Untersuchungsergebnis wird aber auch deutlich, warum weibliche Aggression oft als hinterhältig erlebt wird. Frauen, so kann man dieses Ergebnis interpretieren, halten sich bei direkten Auseinandersetzungen zurück, weil sie fürchten, dabei grundsätzlich in der schwächeren Rolle zu sein. Sie nehmen ihre Zuflucht statt dessen zu indirekten Äußerungen von Aggression, bei denen sie sich sehr viel sicherer fühlen. Solche indirekten Aggressionsäußerungen sind für das Gegenüber aber schwer berechenbar; sie kommen oft ganz unverhofft und haben allein von daher einen bedrohlichen Charakter. Insofern ist die Aggression von Frauen wirklich oft «hinterhältig»; um so eher muß sie beim Gegenüber Haß und Rachegefühle erzeugen. Der habituelle Ausdruck indirekter Aggression bei Frauen bestätigt darüber hinaus ihren Stand innerhalb der sozialen Hierarchie, der hier so niedrig anmutet, daß er keinen direkten Ausdruck von Aggression erlaubt. Frauen können sich deshalb auch in der Regel nicht stolz mit ihren Aggressionsäußerungen schmücken, so wie Männer dies häufig tun.

Für uns stellt sich vor dem Hintergrund dieser Untersuchung aber noch eine grundsätzlichere Frage. Sie lautet, wie Mädchen, die bis zum Alter von acht Jahren sich gegenüber Jungen in physischen Auseinandersetzungen unterlegen fühlten, dieses Unterlegenheitsgefühl später in ein Gefühl der aggressiven Überlegenheit verwandeln können, dann nämlich, wenn es ihnen möglich wird, ihre frühere physische Unterlegenheit durch verbale und indirekte Aggression auszugleichen. In Untersuchungen zur Entwicklung von Aggression wird immer wieder berichtet (vgl. z.B. Eron, 1992, S.95), daß im Al-

ter von acht Jahren das Ausmaß von Aggression, mit der ein Mensch im späteren Leben reagiert, weitgehend festgelegt ist. In diesem Alter aber fühlen sich Mädchen den Jungen in aller Regel in altersbedingten körperlichen Auseinandersetzungen unterlegen. Vieles spricht dafür, daß dieses Gefühl der Unterlegenheit die weibliche Entwicklung begleitet, und zwar auch über den Zeitpunkt hinaus, zu dem andere Möglichkeiten der Aggression erlernt und eingesetzt werden können. Mädchen werden in den ersten Schuljahren von Jungen wegen ihrer körperlichen Untüchtigkeit im Sichwehren oft verlacht (daß Mädchen Jungen von sich aus körperlich angreifen, um zu sehen, wer der Stärkere ist, wird unseres Wissens nirgendwo berichtet – vielleicht ist deshalb Pippi Langstrumpf, die sogar ein Pferd hochstemmen kann, ein so beliebtes Kinderbuch). Aus dem späteren (verbalen und/oder indirekten) aggressiven Verhalten einer Frau läßt sich jedenfalls nicht ohne weiteres auf die kämpferische Grundgestimmtheit schließen, die dieses aggressive Verhalten begleitet.

Man könnte an dieser Stelle einwenden, daß wir heute in einer Zeit leben, in der Frauen vor gesellschaftlichen Individualisierungsanforderungen stehen, die mit dem Wunsch nach Selbstentfaltung einhergehen. Es bedarf sicherlich eines größeren Quantums Aggressivität, um diese Selbstentfaltung zu bewerkstelligen. Frauen sind mit diesen gesellschaftlichen Forderungen identifiziert und versuchen, ihnen nachzukommen. Damit geraten sie aber gleichzeitig in Konflikt mit dem fortbestehenden weiblichen Geschlechtsrollenstereotyp, in dem für die aggressive Durchsetzung eigenständiger Interessen, die dort als unweiblich und egoistisch gelten, kein Raum ist. Die weibliche Geschlechtsrolle ist gegenwärtig vor allem von diesem Konflikt bestimmt.

Es gibt allerdings auch Untersuchungen, die hier einen Wandel anzudeuten scheinen. So findet man in einer finnischen Befragung von adoleszenten Mädchen (Viemerö, 1992) während der letzten zehn Jahre einen deutlichen Anstieg im Ausdruck von Aggression. 1980 waren die befragten Mädchen sowohl in ihrer Selbsteinschätzung als auch in der Einschätzung anderer weniger aggressiv als Jungen. 1990 existierten diese Differenzen nicht mehr. Streckenweise



waren die Mädchen sogar deutlich aggressiver. Die Mädchen erlebten ihr aggressives Verhalten dabei als durchaus positiv. Sie zogen daraus Kraft und Stärke, und auch ihre Popularität im gesellschaftlichen Umfeld wurde dadurch erhöht.

So gesehen, scheint die Einschätzung weiblicher Aggression eher von zeitgebundenen kulturellen Normen abzuhängen, und weniger von «natürlichen» Unterschieden zwischen männlicher und weiblicher Aggression, falls man einen solchen Vergleich hier überhaupt ziehen möchte. Auch wir betrachten den Ausdruck weiblicher Aggression als ein solches kulturabhängiges Phänomen. Wir zögern aber, die sich gegenwärtig abzeichnenden Tendenzen eines gesellschaftlichen Wandels in dieser Richtung überzuinterpretieren. Daß Männer auch heute noch als sehr viel aggressiver und durchsetzungsfähiger erlebt werden als Frauen, dafür sprechen u.a. nicht nur die Forderungen von Frauen, ihr berufliches Fortkommen durch Quotenregelungen zu sichern, sondern auch die jüngste Diskussion darüber, ob die einmal als emanzipatorischer Fortschritt gefeierte Koedukation in den Schulen wieder reduziert bzw. abgeschafft werden sollte, damit Mädchen durch die ständige Konfrontation mit ihren durchsetzungsfreudigeren männlichen Mitschülern keine bleibenden Nachteile erleiden.

Wichtiger noch erscheint uns aber die Feststellung, daß Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Aggression (vgl. z.B. Hyde, 1984; Eagly/Steffen, 1986) sich auch in den Überzeugungen und Phantasien auswirken, die mit aggressiven Handlungen verknüpft sind. Frauen berichten im Zusammenhang mit Aggression von mehr Angst- und Schuldgefühlen, aber auch von mehr Sorge darüber, wie sie mit ihrer Aggression andere und sich selber gefährden könnten (Eagly/Steffen, 1986, S.296). Auch Hyde (1984) betont, daß geschlechtsspezifische Unterschiede in der Aggression von Männern und Frauen besonders deutlich in projektiven Tests hervortreten. Damit wird die Betrachtung weiblicher Aggression von der Ebene des aggressiven Verhaltens auf den Bereich von Überzeugungen und Phantasien gelenkt, die Frauen mit diesen Handlungen verbinden. Sofern es sich dabei um unbewußte Phantasien handelt, bewegen wir uns auf einer psychoanalytischen Betrachtungsebene.

Im folgenden wollen wir uns dieser Betrachtungsebene zuwenden. Gibt es, so lautet unsere Frage, eine psychoanalytische Definition weiblicher Aggression?

## 2. Versuch einer psychoanalytischen Definition weiblicher Aggression

Die Psychoanalyse beschäftigt sich mit zwischenmenschlichen Beziehungen und mit unbewußten Phantasien, die diese zwischenmenschlichen Beziehungen prägen. Wir werden die weibliche Aggression im folgenden vor diesem Hintergrund betrachten. Die Freudsche Definition der Aggression als einer Manifestation des Todestriebes scheint uns für diese Zwecke allerdings weniger geeignet. Wir werden uns statt dessen auf Lichtenberg beziehen, der – auf Freud aufbauend – eine Theorie von fünf motivationalen Systemen entwickelt hat, die bereits in der frühen Kindheit existieren und in veränderter Form das ganze Leben über bestehen bleiben. Jedes dieser Motivationssysteme leitet sich von einer fundamentalen Notwendigkeit menschlicher Existenz her und basiert auf Verhaltensweisen, die von Geburt an beobachtet werden können:

a) die Notwendigkeit, physiologische Bedürfnisse zu befriedigen (in Anlehnung an Freuds Begriff der «Oralität»);

b) das Bedürfnis nach Bindung und (später) Verbundenheit (eine Theorie, die auf Bowlby zurückgeht, der betonte, daß der Säugling eine Bindung an die Mutter oder ein anderes Primärobjekt entwikkelt und daß die Befriedigung lebensnotwendiger Bedürfnisse im Rahmen dieser Bindung erfolgt (Bowlby, 1969));

c) das Bedürfnis nach Selbstbehauptung (Assertion) und Exploration, das von der empirischen Säuglingsforschung schon bei Säuglingen nachgewiesen werden konnte;

d) das Bedürfnis, aversiv zu reagieren, sei es durch Widerspruch und/oder Rückzug, wenn die Durchsetzung eigener Interessen dies gebietet (ein Bedürfnis, das dem Freudschen Begriff der Aggression am nächsten steht);



e) das Bedürfnis nach sinnlichem Vergnügen und sexueller Erregung (am ehesten dem Freudschen Libido-Konzept verwandt) (vgl. Lichtenberg, 1988, S. 88).

Im folgenden werden wir uns lediglich mit dem dritten und vierten der von Lichtenberg beschriebenen Motivationssysteme befassen, nämlich einmal mit dem Bedürfnis nach Selbstbehauptung, das bei Lichtenberg als Assertion beschrieben wird, und dem Bedürfnis, mit Aversion zu reagieren, wenn das Bedürfnis nach Selbstbehauptung durch andere gestört oder unterbrochen wird. Unsere These lautet, daß diese zwei Motivationsstrukturen bei Frauen oft so eng miteinander verschränkt sind, daß das Bedürfnis nach Selbstbehauptung häufig sofort in eine aversive Reaktion übergeht, so als ob die Selbstbehauptung etwas Verbotenes wäre. Die so motivierte Aggression verbraucht gleichzeitig ein großes Quantum psychischer Energie, die der intendierten Selbstbehauptung nicht mehr zur Verfügung steht und die Durchsetzung des ursprünglichen Ziels von daher erschwert oder unmöglich macht. Diese These möchten wir im folgenden erläutern.

Untersuchungen der modernen Säuglingsforschung haben ergeben, daß es bereits bei Säuglingen eine angeborene Tendenz gibt, auf Kompetenz und Effektivität hinzuarbeiten und Freude zu erleben, wenn sie dabei erfolgreich sind (vgl. Lichtenberg, 1988, S. 92). Dieses Bedürfnis kann innerhalb der Beziehung mit der Mutter zum Ausdruck kommen, aber auch in Augenblicken des Losgelöstseins von ihr. Gerade in solchen Augenblicken kann man die Motivation des Säuglings, Bekanntes zu wiederholen und Unbekanntes, von dem ein hohes Erregungspotential ausgeht, zu erforschen, am besten beobachten (a.a.O.). Wir sind mit Lichtenberg der Meinung, daß die motivierende Kraft, die von diesen Erfahrungen ausgeht, innerhalb der Psychoanalyse bis jetzt nicht angemessen gewürdigt worden ist. Insbesondere gilt dies für die Rolle der Selbstbehauptung und Exploration innerhalb der weiblichen Entwicklung. In der Freudschen Weiblichkeitstheorie spielen diese Fragen keine Rolle. Freud beschreibt die Frau vorwiegend in der passiven, den Mann demgegenüber vorwiegend in der aktiven Position (auch wenn er

diese Zuschreibungen an anderen Stellen immer wieder in Zweifel zieht). Aus Freuds Sicht entspricht dies einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, in der der Mann sich aktiv an der Fortentwicklung der Kultur beteiligt, während die Welt der Frau die der Familie ist. Der Mann gerät mit seinen aktiv aus der Familie hinausführenden Interessen deshalb auch immer wieder in Konflikt mit den familienbetonten Interessen der Frau (vgl. dazu u.a. Freud, 1930, S.463). Ganz offensichtlich hat Freud mit dieser Bestimmung der Geschlechterdifferenz den Geschlechtsstereotypen der damaligen Zeit eine kulturübergreifende Bedeutung zugemessen, der wir heute so nicht mehr zustimmen können. Das heißt aber auch, die Frage nach dem Schicksal weiblicher Selbstbehauptung und Expansivität und der damit eng verbundenen Aggression innerhalb der Theorie der Psychoanalyse neu zu stellen.

Eine Reihe von Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytikern hat sich mittlerweile dieser Fragestellung zugewandt. Die psychoanalytischen Theorien, die dabei entwickelt wurden, konzentrieren sich vor allem auf die unterschiedlichen Sozialisationserfahrungen von Jungen und Mädchen, die dazu führen, daß das Selbstbehauptungsstreben von Mädchen immer wieder entmutigt wird und in Schuld- und Insuffizienzgefühle umschlägt. Weibliche Selbstbehauptung verbindet sich auf diese Weise mit Reaktionen, die dem Motivationsbereich Aversion angehören. Mit andern Worten: Wo Frauen sich selbstbehauptend und explorativ nach vorne wagen, erwarten sie (bewußt oder unbewußt) oft eine ablehnende Reaktion, die dazu führt, daß Selbstbehauptungsbestrebungen eine unangemessen schüchterne oder aber aggressive Note erhalten, die anzeigt, daß es sich «eigentlich» um unangemessenes Verhalten handelt.

In der folgenden Darstellung werden wir zunächst über psychoanalytische Theorien berichten, die ihren Ausgang von der (dyadischen) Mutter-Tochter-Beziehung nehmen. Anschließend werden wir uns mit psychoanalytischen Theorien befassen, die sich auf die Dreieckskonstellation Vater-Mutter-Tochter beziehen. Wir werden unsere Darstellung mit einer psychoanalytischen Fallbeschreibung einleiten.



## 3. WEIBLICHE AGGRESSION – EINE FALLBESCHREIBUNG

Die folgende klinische Fallschilderung entstammt einem Aufsatz von Miller, Nadelson et al. (1981), in dem es um die Überprüfung traditioneller psychoanalytischer Theorien über «aggressive» Frauen und um eine Revision dieser Theorien geht.

Die Patientin war das älteste von neun Kindern in einer mit dieser Vielzahl von Kindern stark überlasteten Familie. Der Vater übernahm keinerlei Verantwortung für die Familie. Alle Aktivitäten lasteten auf der Mutter, die immer leidend wirkte. Die Patientin hatte bereits früh die Rolle übernommen, der Mutter zu helfen und ihr zur Seite zu stehen. Sie war auch gut in der Schule, auch wenn sie nicht zu den besten Schülerinnen der Klasse gehörte. Später erlernte sie einen sozialen Beruf und arbeitete anschließend in einem psychiatrischen Team, in dem sie wegen ihrer persönlichen und therapeutischen Fähigkeiten sehr geschätzt wurde. Sie war zu dieser Zeit bereits verheiratet, und zwar mit einem sehr anziehenden jungen Mann. Die Patientin glaubte, daß er auch intelligenter und attraktiver sei als sie, und tat alles, um ihn in seinem Studium und in seiner Karriere nach Kräften zu unterstützen.

Sehr bald stellte sich jedoch heraus, daß sie sich in der positiven Einschätzung ihres Mannes geirrt hatte. Hinter seinem Charme verbargen sich erhebliche psychische Probleme, die unter anderem dazu führten, daß er im Studium versagte und sich immer mehr dem Alkohol zuwandte. In der gleichen Zeit hatte er zahlreiche Frauenaffären. Seiner (beruflich erfolgreicheren) Frau gegenüber wurde er immer abfälliger; manchmal schlug er sie auch. Die Patientin ertrug dies lange Zeit. Schließlich versuchte sie aber doch, sich von ihm zu trennen. Jedesmal bettelte der Ehemann darum, daß sie zurückkehren sollte, und sie tat es. In dieser für sie immer ausweglosen Situation begann sie schließlich eine psychoanalytische Behandlung. Während der Behandlung wurde sehr schnell deutlich, daß die Patientin die Möglichkeit, ihren Mann zu verlassen, als einen klaren Akt der Aggression ansah, den sie selbst als unverzeihlich empfand. Die von ihr herbeigeführte Trennung würde – so die Patientin – den Ehemann, für den sie sich verantwortlich fühlte, zerstören.

Wie tief das mit dieser Vorstellung verbundene Schuldgefühl reichte, wurde im weiteren Verlauf der Behandlung allmählich deutlicher. Zunächst betonte die Patientin nur immer wieder, daß sie sich nicht vorstellen könne, so etwas zu tun. Phantasien in dieser Richtung führten sofort zu einem Gedankenriß. Sie konnte nur immer wieder schildern, daß der Gedanke an Trennung etwas «absolut Schlechtes» war und daß sie die Vorstellung hatte, daß auch alle anderen sie deshalb endgültig verurteilen würden. In solchen Augenblicken fing sie an zu weinen und erklärte, daß sie leiden müsse; sie stützte sich dabei auf die fast religiös anmutende Überzeugung, daß Leben Leiden sei. Hinzu kam die Phantasie, daß sie ihren Mann vernichten würde, wenn sie ihn verließe. Dies erschien ihr um so unverzeihlicher, als ihr Mann sie offensichtlich liebte, trotz all ihrer Defekte, und sie für diese Liebe deshalb unendlich dankbar sein müsse. Niemand anders in ihrem Leben könne sie jetzt oder in Zukunft jemals in gleicher Weise lieben, so inadäquat und defizient, wie sie sich betrachtete.

Im Laufe der Zeit wurde deutlich, was sich aus ihrer Sicht alles mit der «Schlechtigkeit», die sie sich zuschrieb, verband. Abgrundtief schlecht waren zunächst vor allem ihr Ärger und ihre Wut auf ihre Eltern wegen all der Entbehrungen, die sie in ihrer Kindheit erlitten hatte. Gleichzeitig hegte sie aber auch eine tiefe Überlebensschuld. Sie hatte ihre Familie, die in einer ausgesprochen ärmlichen Situation lebte, verlassen und sich im Leben einen eigenen Platz unabhängig von der Familie erobert, «etwas aus sich gemacht». Daß ihr Ehemann heute praktisch wieder die gleichen Ansprüche an sie stellte wie früher ihre Eltern, verstand sie als Buße und Strafe für diese Schlechtigkeit. Es dauerte in der psychoanalytischen Behandlung lange Zeit, bis die Patientin erkannte, daß sie in ihrem Leben im Grunde alles als absolute und unverzeihliche Schlechtigkeit ansah, was der Durchsetzung eigener Interessen diente. Auf dem Hintergrund dieser Erkenntnis war es ihr schließlich möglich, auch die Beziehung zu ihrem Mann zu lösen.

Miller und Nadelson (1981) schildern andere psychoanalytische Behandlungen von Frauen, in denen die Patientinnen ihren Wunsch nach Selbstbehauptung ebenfalls als einen Ausdruck von Ärger und



Feindseligkeit erlebten, den sie sich selber nicht verzeihen konnten. Eine sadomasochistisch getönte Partnerbeziehung diente dann unter anderem dem Zweck, sich vor dieser Erkenntnis zu schützen und sich für den «egoistischen» Wunsch nach Selbstbehauptung zu bestrafen. Der Wunsch nach Selbstbehauptung wurde dabei offenbar mit Feindseligkeit verwechselt und mit dem Wunsch gleichgesetzt, einem anderen zu schaden. Wer so «schlecht» war, konnte nicht geliebt werden. Wenn ein Mann dies trotzdem tat, mußte man ihm dafür dankbar sein, auch wenn er einen unterdrückte und seiner Selbständigkeit beraubte. Es ist diese unerträgliche Situation, aus der auch nach unserer eigenen klinischen Erfahrung viele Frauen heute in der psychoanalytischen Behandlung einen Ausweg suchen. Sie müssen während der Behandlung dann ganz allmählich lernen, daß es möglich ist, sich innerhalb bedeutsamer persönlicher Beziehungen Raum auch für die Durchsetzung eigener Bedürfnisse und Interessen zu schaffen, ohne in Schuldgefühlen zu ersticken. Frauen setzen dies offenbar nicht als selbstverständlich voraus, so wie sie auch ihren Ärger und ihre Wut eher gegen sich als gegen andere richten.

Im folgenden wollen wir uns psychoanalytischen Theorien zuwenden, die hierfür eine Erklärung anbieten.

## 4. Die Verknüpfung von Selbstbehauptung und Aversion in der Mutter-Tochter-Beziehung

Psychoanalytische Objektbeziehungstheorien, die sich mit der frühen Mutter-Kind-Beziehung befassen, machen auch Aussagen über Bilder der frühen Mutter, die sich tief in das Innere des Kindes, des Jungen ebenso wie des Mädchens, eingegraben haben und unter bestimmten regressionsfördernden Bedingungen auch im späteren Leben verhaltensbestimmend wirken. Für die Mutter-Tochter-Beziehung sind diese Bilder der frühen Mutter besonders bedeutsam. Die Imago der frühen Mutter erscheint grundsätzlich allmächtig: Es ist eine Allmacht, die die Mutter – der Phantasie des Kindes entsprechend – zum Wohle, aber auch zum Wehe des Kindes einsetzen kann. Allein von daher erscheint die frühe allmächtige Mutter im-

mer in einer guten und in einer bösen Gestalt. Der Junge überwindet die bedrohlichen Mutterbilder unter anderem durch seine Hinwendung zum Vater. Auch das kleine Mädchen muß sich mit dem Bild der allmächtigen Mutter, die in der unbewußten Phantasie mit magischen Kräften ausgestattet wird, die alles bewirken, aber auch alles verhindern können, auseinandersetzen. Die Versuchung, sich mit dem Bild der frühen Mutter in seiner guten wie in seiner bösen Gestalt zu identifizieren, ist für das Mädchen dabei besonders groß, weil es sich diesen Mutterbildern näher fühlt, aber auch, weil ihm eine machtvolle Gegenidentifizierung in der Regel nicht zur Verfügung steht. Die Identifikation mit der allmächtigen Mutter erweckt gleichzeitig Angst, und zwar nicht nur, weil sie mit der magischen Macht über Leben und Tod verbunden ist, sondern auch, weil die der frühen Mutter zugeschriebene Allmacht dem Mädchen und später der Frau eine ungeheure Verantwortung aufbürdet.

Das Bild der «bösen» frühen Mutter ist demgegenüber mit Aggression überladen. Auch dies gilt für den Jungen und das Mädchen zunächst in gleicher Weise. Diese Aggression spiegelt nicht nur die vom Säugling erlittenen Entbehrungen wider, sondern auch die eigene Aggression, mit der der Säugling auf diese Entbehrungen antwortet (Melanie Klein, 1946). Die frühe «böse» Mutter wird unter dieser Projektion aber insbesondere für das weibliche Kind, das enger mit diesen Imagines identifiziert ist als der Junge, sehr oft zu einer so schrecklichen Gestalt, daß sie innerhalb der weiblichen Sozialisation keine Symbolisierung erfährt (es sei denn, man will das Bild der Hexe oder der bösen Fee als ein solches Abbild betrachten). Das Mädchen baut sich statt dessen das Ideal einer guten Mutter auf, einer Mutter, wie sie sein sollte. Diese «ganz gute» Mutter soll die Imago der bösen (präverbalen) Mutter in Schach halten; sie wird auf diese Weise zum nicht verzichtbaren Leitbild der weiblichen Sozialisation. Mit der nicht symbolisierten bösen Mutterimago kann aber auch keine Auseinandersetzung stattfinden. Die frühe Mutterimago bleibt statt dessen als Introjekt erhalten, mit dem das heranwachsende Mädchen sich nicht endgültig identifizieren, von dem es sich aber auch nicht endgültig distanzieren kann. Das Introjekt verkörpert eine bösartige Aggression, die sich, sollte sie durchbrechen, jeder



Bändigung widersetzt. Eine solche archaische Aggression kann deshalb auch nicht für die Durchsetzung realitätsgerechter Ziele eingesetzt werden. Torok (1964) spricht von einem «Verfolger ohne Gesicht», dem das Mädchen sich ausgeliefert sieht, weil es auf Grund der mangelnden Symbolisierung dieser Gestalt keine Möglichkeit hat, sich aggressiv von ihm abzugrenzen.

Um so hartnäckiger wird am idealisierten Bild der guten Mutter festgehalten, die immer verfügbar ist und keine mit dieser Verfügbarkeit konkurrierenden Interessen hat. So wünscht das Mädchen sich die Mutter, und so möchte es selber werden. Die Mutter, die abwesend ist, die depressiv ist, die eigenständige Interessen hat und sich deshalb von dem Kind abwendet, ist aus der Sicht des kleinen Kindes immer böse. Am Bild der guten Mutter muß um so hartnäkkiger festgehalten werden, je bedrohlicher die Imago der bösen Mutter ist, vor der die «gute» Mutterimago schützen soll. Melanie Klein (1946, 1960), Kernberg (1976) und Chasseguet-Smirgel (1976) haben diese Zusammenhänge ausführlich beschrieben.

Die Tochter, die auf der Suche nach einem Objekt ist, das selbstbehauptend, wünschend und begehrend ist, muß andere Bilder der Mutter erschaffen oder aber sich dem Vater als Identifikationsfigur zuwenden. Für Jessica Benjamin (1988) hat das kleine Mädchen gar keine andere Wahl, als sich auf dieser Suche mit dem Vater zu identifizieren, weil es die idealisierte Mutter nicht in der dafür notwendigen Subjektposition besetzen kann. Für Benjamin ist es deshalb der Vater, der für die Tochter das idealisierte Subjekt verkörpert, dem Selbstbehauptung und Handlungsmacht zugeschrieben werden. Der Wunsch des Mädchens, sich mit dem Vater als handelndem, begehrendem Subjekt zu identifizieren und so zu sein wie er, erzeugt aber auch eine neue Abhängigkeit. Die Tochter bleibt auf die Reaktion des Vaters angewiesen, darauf, wie er diesen Identifizierungswunsch annimmt und widerspiegelt und wie er die Tochter dabei seinerseits als Subjekt mit eigener Handlungsmacht bestätigt. Nach unserer klinischen Erfahrung können Töchter Selbstbehauptung und Exploration nur selten in einer solchen geglückten Identifikation mit dem Vater gewinnen.

Das bedeutet aber, daß die heranwachsende Tochter eng an die Mutter gebunden bleibt, der es auf Grund ihrer gleichen Geschlechtlichkeit zudem ähnlicher ist als der Junge. Eine Abgrenzung von der Mutter, die nicht mit Aggression, in der Sprache Lichtenbergs: mit Widerspruch und Rückzug, verbunden ist, erscheint dann besonders schwer vorstellbar. Gerade diese Aggression steht heranwachsenden Töchtern aber oft nur begrenzt zur Verfügung. Töchter sprechen im Zusammenhang mit der nicht gelungenen Trennung von der Mutter deshalb anstelle von Aggression oft von Angst und (abhängiger) Wut. Gleichzeitig glauben sie aber auch, daß es letztlich keine Trennung von der Mutter gebe. Die Mutter wird als so verletzbar und innerlich leer geschildert, daß sie verlassen und depraviert zurückbliebe, würde die Tochter sich von ihr entfernen. Fast klingt es, als würde die Tochter sagen: «Ich darf die Mutter nicht allein lassen, so wie sie mich nicht allein lassen darf. Wenn ich sie verlasse, bin ich genauso schuldig, wie sie schuldig wäre, wenn sie mich verlassen würde.»

«Verlassen» wird in diesem Zusammenhang als bösartig-aggressiver Akt erlebt, so wie dies auch die Patientin tat, die wir bereits geschildert haben. Vieles deutet darauf hin, daß die Vorstellung der Tochter, die Mutter zu verlassen, dabei der Angst des kleinen Mädchens nachgebildet ist, was passieren würde, würde die Mutter umgekehrt die Tochter verlassen. «Ich bleibe bei dir, so wie ich will, daß du bei mir bleibst», heißt für die Tochter dann, nicht nur die beschützende und sicherheitsgebende Mutter als inneres Objekt zu bewahren, sondern auch den Schuldgefühlen zu entgehen, die mit der Trennung dieser als unauflöslich phantasierten Einheit entstehen würden.

Da aber weder Mutter noch Tochter auf Dauer in dieser symbiotischen Verbindung verharren können, sieht sich die Tochter früher oder später unweigerlich mit ihrer eigenen Aggression gegenüber der Mutter konfrontiert. Zwischen Mutter und Tochter bestehen gleichzeitig durchlässigere Ich-Grenzen als zwischen Mutter und Sohn (dazu Chodorow, 1978). Die Aggression der Tochter, die auf die Mutter gerichtet ist, gilt deshalb immer auch ihrem eigenen Selbst: Dort drückt sie sich dann in massiven Selbstanklagen aus. Dies gilt auch für die Abwertung der Weiblichkeit der Mutter: Die



Weiblichkeit, die die Tochter bei der Mutter entwertet, führt auch zu ihrer Selbstentwertung als Frau (dazu auch Tyson, 1994).

## 5. Die Verknüpfung von weiblicher Selbstbehauptung und Aversion in der Dreierbeziehung

Was für die Mutter-Tochter-Beziehung geschildert wurde, gilt in veränderter Form auch für die ödipale Dreiecksbeziehung, die die Tochter im Rahmen ihrer Sozialisation durchlaufen muß. Die Tochter erlebt in dieser ödipalen Situation nicht nur ihre Eifersucht auf die Mutter, deren Platz an der Seite des Vaters sie einnehmen möchte. Sie beneidet die Mutter auch um ihr Frausein und um ihre Fähigkeit, Kinder zu gebären – eine Fähigkeit, die der Tochter solange vorenthalten bleibt, bis sie selber eine erwachsene Frau geworden ist. Töchter haben in der Regel Angst vor diesen Neid- und Eifersuchtsgefühlen. Sie fürchten sich aber auch vor der Möglichkeit des ödipalen Sieges, den sie zwar ersehnen, von dem sie aber auch wissen, daß er sie nicht nur in ihrer Kindlichkeit überfordern würde, sondern daß sie auf diese Weise auch die Liebe und den Schutz der Mutter verlieren würden und statt dessen ihre Rache fürchten müßten. In diesem Zusammenhang kann die Klage der Tochter, daß die Mutter sie festhalte, auch die Angst vor der eigenen weiblichen Entwicklung widerspiegeln, die spätestens in der Pubertät dazu führen kann, daß Mutter und Tochter sich ganz real als Konkurrentinnen gegenüberstehen. Viel wird davon abhängen, ob die Mutter dieses Heranblühen der Tochter liebevoll begleitet und ihr – über alle auch für die Mutter oft schmerzlichen Konflikte hinweg – das elementare Recht auf Frausein zugesteht, oder ob die Tochter sich dieses Recht in einem Kampf mit der Mutter erringen muß, in den oft auch die Möglichkeit von Selbstbehauptung und Exploration mit einbezogen wird. Die Anorexie läßt sich vor diesem Hintergrund auch als Ausdruck für die Angst der Tochter vor der ödipalen Konkurrenz mit der Mutter betrachten.

Grundsätzlich kann auch die tiefsitzende Angst der Frau, als «Täterin» zu erscheinen, vor dem ödipalen Hintergrund gelesen

werden. In diese weibliche Form der Angst sind Mutter und Vater einbezogen.

Rohde-Dachser, eine der Autorinnen dieses Aufsatzes, hat an der Universität Frankfurt Veranstaltungen mit Frauen durchgeführt, in denen unter anderem auch der habituelle Opferstatus der Frau diskutiert wurde. Die Frauen, alle Akademikerinnen, sollten dabei unter anderem beschreiben, warum auch beruflich erfolgreiche Frauen viel eher von ihren Schwierigkeiten sprachen, sich im Leben voranzubewegen, Karriere zu machen etc., als davon, auf welche Weise es ihnen gelungen war, diesen Erfolg zu erreichen. In der Diskussion darüber war es nicht möglich, auch nur für kurze Zeit das Bild der Frau als Gestalterin ihres eigenen Lebens aufrechtzuerhalten. Immer wieder waren es der Mann, die Mutter oder auch die Gesellschaft, die schuld daran waren, daß aus der Sicht der Frauen etwas sich nicht so entwickelte, wie es eigentlich sollte. Dies wirkte in dieser Gruppe um so erstaunlicher, als fast alle Frauen dort zumindest eine Promotion hinter sich hatten; einige waren sogar habilitiert. Schließlich äußerte eine der Gruppenteilnehmerinnen die Vermutung, daß es offensichtlich bereits kleinen Mädchen schwerfalle, zu sagen: «Ich war's!». Sie meinte damit ein Mädchen, das seinen Haufen neben den Topf gemacht hatte und nicht in den Topf hinein, so wie seine Mutter dies von ihm verlangt hatte. Diese Feststellung machte es möglich, sich ausführlicher als vorher mit der Schwierigkeit des Täterinnenseins auseinanderzusetzen. Eine wirklich schlüssige Erklärung fanden wir seinerzeit allerdings nicht.

Innerhalb unserer Überlegungen über die Rolle der Dreierbeziehung für die Entfaltung weiblicher Selbstbehauptung und Aggression möchten wir auf dieses Thema zurückkommen. Wir glauben, daß Frauen die Rolle der «Täterin» unter anderem auch deshalb verweigern, weil sie mit spezifischen Schuldgefühlen belastet ist, die der ödipalen Dreierbeziehung entstammen. Die Beziehungskonstellation, um die es dabei vor allem geht, ist die von Täter, Opfer und Retter. Frauen nehmen innerhalb des ödipalen Beziehungsdreiecks dabei in aller Regel die Rolle des Opfers ein; manchmal können sie auch in die Retterrolle schlüpfen (meistens dem Vater gegenüber). Beide Positionen, die des Opfers ebenso wie die des Retters, sind frei



von Schuld. In der Täterinnenrolle ist dies anders. Hier geht es um Schuldgefühle, Rache und Bestrafung. Die Tat koppelt sich auf der Ebene des Unbewußten dabei sehr wahrscheinlich mit weiblichen Schuldgefühlen (Chasseguet-Smirgel, 1964), die hier allerdings eher dem Vater oder einem Vaterersatz gelten. Chasseguet-Smirgel (1964) schildert in diesem Zusammenhang u.a. die Schwierigkeit einer Patientin, eine Prüfung zu machen, an der ihr Vater früher gescheitert war. Das Gefühl der Patientin war, damit ihren Vater zu kastrieren. Eine Frau, so Chasseguet-Smirgel, darf nicht besser sein als ihr Vater, weil sie als Tochter alles für den Vater tun darf, nur nicht ihn überrunden.

Reinke-Köberer (1987) spricht ganz ähnlich von einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin, die ohne weiteres Forschungsberichte für ihren Chef verfassen konnte und für ihre Geschicklichkeit darin berühmt war. Als sie eines Tages jedoch ihre eigenen Forschungsergebnisse darstellen sollte, bekam sie massive Arbeitsstörungen. Von Freud (1910) wissen wir, daß solche Arbeitsstörungen bei männlichen Patienten oft damit erklärt werden können, daß der Erfolg gleichgesetzt wird mit der Erringung des unbewußt angestrebten ödipalen Sieges. Gleichzeitig fürchtet der Sohn die Rache des Vaters und kann den Erfolg deshalb nicht genießen. Eine Tochter tritt in aller Regel mit dem Vater nicht in diese Form der Konkurrenz. Sie will von ihm für Leistungen bewundert werden, die sie für ihn (und nicht gegen ihn) erbringt. Leistungen, die in der unbewußten Phantasie der Tochter nicht mehr im Auftrag oder im Dienst des Vaters erbracht werden, zerstören diese «töchterliche Existenz» (Rohde-Dachser, 1990b). In der unbewußten Phantasie wird die Tochter damit zur «Täterin», die nicht nur die Erwartungen des Vaters enttäuscht, sondern ihn mit ihren eigenständigen Leistungen gleichzeitig seiner Männlichkeitssymbole beraubt und ihn im übertragenen Sinne kastriert. Dieses unbewußte «Verbrechen» am Vater wird nicht nur mit dem Verlust der töchterlichen Existenz bezahlt. Es manövriert die Tochter – folgt man Chasseguet-Smirgel – in jene fatale Täterinnenposition hinein, die sie früher einmal der Mutter zugeschrieben hatte, die in der Phantasie der kleinen Tochter im Begriff war, den Vater zu berauben und zu kastrieren, so daß die Tochter

sich als Retterin des Vaters auf den Plan gerufen fühlte. Vielleicht ist einer der tiefsten Gründe für das immer wiederkehrende Scheitern weiblicher Selbstbehauptung das auf diese Weise begründete Verharren in der töchterlichen Existenz.

## 6. Weibliche Aggression in der systemischen Betrachtung

Frauen haben es aus vielen Gründen offenbar schwer, sich aggressiv von Mutter und Vater abzugrenzen und als selbstbehauptendes Subjekt zu erleben. Wo sie dies trotzdem versuchen, besteht der Preis dafür oft nicht nur in Schuld- und Insuffizienzgefühlen; die Artikulierung eigenständiger Interessen kann auch in eine große Leere führen, in der es keine hinreichend spiegelnden inneren Objekte gibt. Zu früh und oft zu ausschließlich haben Frauen gelernt, daß die wichtigsten Beziehungspersonen ihrer Kindheit, nämlich Vater und Mutter, ihre aggressiven Äußerungen überhörten oder umdeuteten.

Wir wollen in diesem Zusammenhang lediglich die Untersuchung von Fibush (1993) erwähnen, in der gezeigt wird, wie Eltern mit ihren zwei- bis dreijährigen Kindern über ein vergangenes Ereignis (zum Beispiel einen gemeinsamen Flug oder einen gemeinsamen Zirkusbesuch) sprechen. Die Untersucher achteten dabei besonders darauf, welche Gefühle die Mütter und Väter in das Gespräch, man könnte auch sagen: das Narrativ über das vergangene Erlebnis, einfließen ließen und welche von ihrem Kind geäußerten Gefühle sie bestätigten oder verstärkten. In den drei Untersuchungen, von denen Fibush berichtet, erwähnten Mütter und – wo sie befragt wurden – auch Väter bei ihren Töchtern im Vergleich zu ihre Söhnen sehr viel stärker Gefühle von Traurigkeit. Sie bestärkten diese Gefühle bei den Töchtern, erklärten sie und stellten sich als Tröster zur Verfügung. Im Gespräch mit Jungen wurden demgegenüber sehr viel häufiger Affekte von Furcht und Ärger erwähnt. Den Jungen wurde insbesondere zugestanden, daß Ärger eine adäquate Reaktion sei und daß Ärger eine Vergeltung herausfordere. Interessant ist, daß sich dabei kein Unterschied zwischen Müttern und Vätern ergab, so daß man zumindest aus dieser Untersuchung nicht schließen kann, daß



es lediglich die mütterliche Phantasie ist, die den Töchtern kein Recht auf eigene Entfaltung zugesteht. Im Gegenteil: Mütter und Väter scheinen das Mädchen in gleicher Weise zur Aggressionslosigkeit zu erziehen. Jungen werden im Vergleich dazu Aggressionen nicht nur zugestanden. Untersuchungen zeigen, daß die Eltern diese Aggressionen sogar bewundern, selbst wenn sie die Jungen dafür bestrafen. In Untersuchungen, die nach der normativen Einstufung der Aggression fragen, kann man dementsprechend auch das Ergebnis finden, daß Jungen die Äußerung von Aggression sehr viel positiver bewerten als Mädchen (vgl. Huesman et al., 1992).

Die beschriebenen unbewußten Phantasien, die in der psychoanalytischen Behandlung von Patientinnen zur Sprache kommen, entsprechen – so gesehen – also weitgehend den Reaktionen wichtiger Beziehungspersonen der Kindheit, die ebenso unbewußt verlaufen. Aus vielen psychoanalytischen Behandlungen wissen wir außerdem, daß sich unbewußte Phantasien auf Dauer nur erhalten können, wenn sie von außen eine Bestätigung erfahren (Freud spricht in diesem Zusammenhang auch von Wahrnehmungsidentität (Freud, 1900; vgl. dazu auch Rohde-Dachser, 1991, S. 69f.)). Zwischen den unbewußten weiblichen Phantasien, die wir beschrieben haben, und der mangelnden Resonanz auf weibliche Aggression innerhalb unserer Gesellschaft besteht ein solcher Zusammenhang – darauf weisen u.a. auch die Untersuchungen von Fibush hin. Von daher ist es grundsätzlich möglich, daß die geschilderten unbewußten Phantasien von Frauen innerhalb der Psychoanalyse auch immer wieder im nachhinein für die Begründung weiblicher Unsicherheit im Selbstbehauptungs- und aggressiven Bereich herangezogen werden, einfach weil wir immer nach einer Begründung für unser Verhalten suchen und uns als Psychoanalytikerinnen der Rekurs auf unbewußte Phantasien dabei besonders naheliegt. Wir möchten unsere Betrachtungen über weibliche Aggression deshalb nicht abschließen, ohne nochmals ausdrücklich auf den systemisch begründeten Zusammenhang zwischen unbewußter Phantasie und ihrer auf Wahrnehmungsidentität beruhenden Bekräftigung durch die Außenwelt hinzuweisen.

## 7. Abschliessende Überlegungen

Gibt es etwas, so lautet unsere abschließende Frage, was wir als Psychoanalytikerinnen tun könnten, um Frauen zu einer sichereren Form der Selbstbehauptung und Exploration zu verhelfen und ihre aversiven Äußerungen von dem Geruch des Verbots zu befreien, der dieser Selbstbehauptung anhaftet? Innerhalb der psychoanalytischen Behandlung ist der Weg dazu sicherlich vor allem der, die unbewußten Phantasien unserer Patientinnen im Zusammenhang mit Selbstbehauptung und Aggression bewußt zu machen und sie mit einer anders gearteten Realität zu konfrontieren. Zu dieser Realität sollte insbesondere auch die Überzeugung von einer Weiblichkeit gehören, in der sich mütterliche Zuwendung, Hingabe an den Partner und die Wahrnehmung eigenständiger Interessen nicht ausschließen, sondern gegenseitig bedingen. Vielleicht könnte es darüber hinaus manchmal wichtig sein, unsere Patientinnen eingehender noch als bisher zur Äußerung ihrer Aggression zu ermutigen und auch auf eine zornige Patientin manchmal ein wenig Stolz zu empfinden.



## Literatur:


Archer, John (Hg.) (1994): *Male Violence.* London/New York

Benjamin, Jessica (Erstveröff. 1988): *Die Fesseln der Liebe: Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht.* Frankfurt a.M. 1990

Björqvist, Kaj / Niemelä, Pirkko (1992): *Of Mice and Women. Aspects of Female Aggression.* San Diego/Cal.

Björqvist, Kaj / Österman, Karin / Kaukiainen, Ari (1992): «The Development of Direct and Indirect Aggressive Strategies in Males and Females.» In: Björqvist, Kaj / Niemelä, Pirkko (Hg.): *Of Mice and Women. Aspects of Female Aggression.* San Diego/Cal., S. 51–64

Chasseguet-Smirgel, Janine (Erstveröff. 1964): «Die weiblichen Schuldgefühle.» In: Dies.: *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität.* Frankfurt a.M. 1974, S. 134–191

Chasseguet-Smirgel, Janine (Erstveröff. 1976): «Freud und die Weiblichkeit. Einige blinde Flecken auf dem dunklen Kontinent.» In: Dies.: *Zwei Bäume im Garten. Zur psychischen Bedeutung der Vater- und Mutterbilder.* München/Wien 1988, S. 1–26

Chodorow, Nancy (Erstveröff. 1978): *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter.* München 1985

Dobash, R.P. et al. (1992): «The Myth of Sexual Symmetry In Marital Violence.» In: Dies.: *Social Problems* 39, S. 71–91

Eagly, Alice H. / Steffen, Valerie J. (Erstveröff. 1986): «Gender and Aggressive Behavior: A Meta-Analytic Review of the Social Psychological Literature.» In: Jacklin, Carol Nagy (Hg.) (1992): *The Psychology of Gender.* Vol. III. Brookfield/Vermont, S. 280–301

Eron, Leonard D. (1992): «Gender Differences in Violence: Biology and/or Socialization?» In: Björqvist, Kaj / Niemelä, Pirkko (Hg.): *Of Mice and Women. Aspects of Female Aggression.* Brookfield/Vermont, S. 89–97

Fibush, R. (1993): «Emotional content of parent child conversation about the past.» In: Nelson, Ch. E. (Hg.): *Memory and Affect in Development.* Hillsdale/NJ

Freud, Sigmund (1900): «Die Traumdeutung.» *GW.* Bd. II/III. Frankfurt a.M.

Freud, Sigmund (1910): «Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens. I. Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne.» *GW.* Bd. VIII. Frankfurt a.M., S. 65–77.

Freud, Sigmund (1930): «Das Unbehagen in der Kultur.» *GW.* Bd. XIV. Frankfurt a.M., S. 419–506

Huesmann, L. Rowelli / Guerra, Nancy G. / Zelli, Arnaldo / Miller, Laurie (1992): «Differing Normative Beliefs about Aggression for Boys and Girls.» In: Björqvist, Kaj / Niemelä, Pirkko (Hg.): *Of Mice and Women. Aspects of Female Aggression.* San Diego/Cal., S. 77–87

Hyde, J. S. (Erstveröff. 1984): «How Large Are Gender Differences in Aggression? A Developmental Meta-Analysis.» In: Jacklin, C. N. (1992): *The Psychology of Gender.* Vol. III. Brookfield/Vermont 1992, S. 265–279

Kernberg, Otto F. (Erstveröff. 1976): *Objektbeziehungen und Praxis der Psychoanalyse.* Stuttgart 1981

KLEIN, Melanie (Erstveröff. 1946): «Bemerkungen über einige schizoide Mechanismen.» In: Dies.: *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse.* Reinbek b. Hamburg 1972, S. 101–125
KLEIN, Melanie (Erstveröff. 1960): «Über das Seelenleben des Kleinkindes.» In: Dies.: *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse.* Reinbek b. Hamburg 1972, S. 144–173
LICHTENBERG, Josef D. (Erstveröff. 1988): «Motivational-funktionale Systeme als psychische Strukturen. Eine Theorie.» In: Ders.: *Forum Psychoanal.* 7, 1991, S. 85–97
MILLER, Jean Baker / NADELSON, Carol C. / NOTMAN, Malkah T. / ZILBACH, Joan (1981): «Aggression in Women: A Reexamination.» In: KLEBANOW, Sheila (Hg.): *Changing Concepts in Psycho-Analysis.* New York, S. 157–168
MITSCHERLICH, Margarete (1985): *Die friedfertige Frau.* Frankfurt a.M.
MOELLER, Michael Lucas: (mündliche Mitteilung)
O'LEARY, K.D. / BARLING, J. / ARIAS, I. / ROSENBAUM, A. / MALONE, J. / TYREE, A. (1989): «Prevalence and Stability of Physical Aggression Between Spouses: A Longitudinal Analysis.» In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 57, S. 263–268
REINKE-KÖBERER, Ellen (1987): «Psychoanalytische und sozialstrukturelle Bedeutungen der ‹altruistischen Abtretung›: Minni Tipp und Anna Freud gewidmet.» In: Dies.: *Facetten psychoanalytischer Theoriebildung.* Frankfurt a.M.
ROHDE-DACHSER, Christa (1990a): «Weiblichkeitsparadigmen in der Psychoanalyse.» In: *Psyche* 44, S. 30–52
ROHDE-DACHSER, Christa (1990b): «Über töchterliche Existenz. Offene Fragen zum weiblichen Ödipuskomplex.» In: *Ztschr. Psychsom. Med.* 36, S. 303–315
ROHDE-DACHSER, Christa (1991): *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse.* Heidelberg/Berlin/New York
STRAUS, M. A. / GELLES, R. J. (1988): «Violence in American Families: how much is there and why does it occur?» In: NUNNALLY, E. W. / CHILMAN, C. S. / COX, F. M. (Hg.): *Troubled Relationships.* Newbury Park, CA, S. 141–162
TOROK, Maria (1964): «Die Bedeutung des ‹Penisneides› bei der Frau.» In: CHASSEGUET-SMIRGEL, Janine (Hg.): *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität.* Frankfurt a.M. 1974, S. 192–232
TYSON, Phyllis (1994): «Bedrock and beyond: An examination of the clinical utility of contemporary theories of female psychology.» In: *Journal of the American Psychoanalytic Association* 42, S. 447–467
VIEMERÖ, Vappu (1992): «Changes in Patterns of Aggressiveness among Finish Girls over a Decade.» In: BJÖRQVIST, Kaj / NIEMELÄ, Pirkko (Hg.): *Of Mice and Women. Aspects of Female Aggression.* San Diego/Cal., S. 99–106



Jutta Heinrich

# MÖRDER-SELBST

## EINE UNTERQUERUNG

War es ein Schlag, ein Satz, ein Wort, das sie zurückwarf?

War es der ziehende Ton des Telefons aus der Muschel, die vor ihren Füßen lag?

War es ein unerhörtes Wort oder ein ganzer Satz, der die Falltür öffnete, sie aus der Versenkung entließ, herausschleuderte aus der Geborgenheit eines Enthobenseins in den Labyrinthen des Hirnes, die fernab ohne Signale, ohne jede Bewegung zum Körper ihr Eigenleben trieben?

Wielange lebte sie in diesem verschollenen Satz, ganz und gar entrückt, sprach- und gedankenlos? Die Finger waren eingeschlafen, die Beine taub und kalt, und sie fror. Zu sich gekommen, blickte sie hoch aus dem Fenster. War es später Abend oder Nacht? Ein samtschwarzer Himmel beugte sich mit einzelnen hell aufscheinenden Sternen über das schräg stehende Fenster.

Ohne jede Anteilnahme nahm sie die knisternde Stille wahr, die das Haus umstand. Das Zimmer war ein Ort geworden, aus der Gegenwart erhoben, vergessen am Rande des Bewußtseins und der Reglosigkeit, der sie in sich aufgenommen hatte, rettete und barg.

Die Abwesenheit löste sie auf wie ein Tier, einen Einzeller, eine Monade und versiegelte sie fest wie eine Muschel auf dem Meeresgrund.

Wovor? Warum?

War da nicht ein Geräusch? Etwas Unheimliches, das sie ins Erwachen zwang?